Blaue Adria.

Roman von Clara Ratka.

(17. Fortsetzung.)

Was soll ich hier, dachte Lisa erschauernd, heraustreten aus den Menschen, zum Professor gehen und das peinliche Erstaunen in all den Augen lesen?

Das reizende junge Mädchen mit dem eigenwilligen Gesicht ging zu dem ersten der beiden Automobile. Es war hell erleuchtet, in einer Vase, den Sitzen gegenüber, standen rote Tulpen.

Sie sprach mit dem Chauffeur, der mit einer beipflichtenden Bewegung grüßte. Dann kam sie zurück und erzählte dem Professor etwas, worüber er laut lachte — sein gutes, heiteres Lachen!

Lisa sah die Kolonnade hinab.

Zwei Herren kamen, mit Pelzmänteln und Zylinder, den Kragen hochgeschlagen.

Der eine blieb stehen, zündete sich eine Zigarette an.

Das Licht flammte über ein dunkles, ernstes Gesicht.

Es war Imre.

Eine Eisestalte straffte Lisas Glieder.

Sie wollte sich freimachen, ihm entgegeneilen — da stürzte das reizende Mädchen mit dem Bubenkopf auf ihn zu, schlang beide Arme um seinen Hals und küßte ihn auf den Mund.

Imre zog sie leicht an sich, dann reichte er ihr den Arm, führte sie zu dem erleuchteten Automobil und stieg mit ihr ein.

Es war Lisa, als umspannte eine eiserne Klammer ihren Kopf.

Sie sah, wie Imre lächelnd die Pelzdecke über die Knie seiner Begleiterin breitete, dann war das Automobil verschwunden. Lisa rührte sich nicht. Aus dem Stimmengewirr hörte sie einige Worte: „Ein schöner Mensch — herrliches Spiel — seine Braut, nein, Geliebte — unerhörte Technik was für ein bildschönes Kleid — nie dagewesen."

Es war Lisa, als ob sich schleimige Quallen aus einem trüben Wasser höben.

Dann flaute alles ab, verlief sich — nur Lisa stand noch und starrte.

„Das also, das also — —" murmelte sie.

Mechanisch setzte sie einen Fuß vor den anderen, ging durch lange Straßen — halbdunkel, häßlich — schlich an hohen Häusern entlang, und schließlich waren es wieder breite, hell Lärm, jagendem Verkehr.

Es war ihr, als ob ihr Kopf ausgehöhlt sei, sie konnte nicht mehr denken, nichts fühlen, sie wollte fort, fort.

Ja, wohin?

Das Hotel schwebte ihr vor.

Sie blieb stehen, grübelte, grübelte — — endlich fiel ihr der Name ein.

An der anderen Seite der Straße sah sie eine Apotheke.

Ja, das war's, sie mußte Ruhe haben, schlafen — —

Das Kind, das kleine, hilflose!

Lisa trat in die Apotheke und forderte ein Schlafmittel. Der Gehilfe sprach mit ihr, es floß an ihr vorüber. Er zog aus einer Verpackung eine kleine Glasrolle und sagte etwas von der Dosierung. Lisa nickte, zahlte und ging.

Dann nahm sie einen Wagen und fuhr zum Hotel.

Sie löste einige der weißen Plättchen in Wasser auf und trank.

Während sie sich entkleidete, fühlte sie schon eine wohlige Schwere. Dann legte sie sich nieder und schlief ein.

— — — — — — — — — — —

Am nächsten Tage gegen Mittag erwachte sie. Sie hatte einen üblen Geschmack im Mund und der Kopf schmerzte.

Aber sogleich standen die Ereignisse des Abends vor ihrer Seele.

Sie erhob sich, ihr war schwindelig, doch das kalte Wasser erfrischte sie.

Hier sind wir nun beide in einer Stadt, dachte Lisa, vielleicht nur durch wenige Straßen getrennt, und ich stehe in einem häßlichen, dunklen Hotelzimmer — sie blickte auf den abgeschabten Teppich und die unsaubere Chaiselonguedecke — und Imre sitzt wohl mit dem eleganten Mädchen an einem kleinen Tisch — Blumen, Kristall, Spitzenvorhänge, goldiger Wein in den Gläsern — sie nehmen ein Gabelfrühstück, lachen und schauen auf den Menschenstrom, der vorüberflutet — und da kommt auch eine unbeholfene Gestalt mit eingefallenen Zügen und geröteten Augen, der Mantel schließt nicht recht, der kleine Reisehut hat die lächerlich gewordene Form einer vergangenen Mode, sie sieht zum Fenster hin — nein, nein, es ist nicht möglich! Er würde mich nicht draußen stehen lassen, er hatte so ein kindergutes Herz!

Lisa weinte still in sich hinein.

Ihre Gedanken schlugen viele Wege ein wie ein Suchender in einem Irrgarten. Schließlich kehrten sie zu dem Beginn all dieser Mühsale und vergangener Glückseligkeiten zurück; sie sah sich als das aufrechte, gesunde Mädchen, vornehme sichere Schönheit und gesellschaftliche Stellung, fühlte wieder den köstlichen Reiz, als sie zwischen den hohen Gartenmauern mit den hellen Schuhen von einem Stein zum andern sprang, und hinter ihr ging der schöne, schlanke Geiger mit dem verschlossenen Gesicht eines feinen Diplomaten und den jungen, seltsamen Augen, und er bewunderte sie — ja, sie hatte es bei jeder ihrer Bewegungen gefühlt, er bewundert mich, bewundert mich grenzenlos.

Das hatte ihrem Blut den ersten heißen Rausch gegeben.

Lisa van de Sandt, dachte sie, nun stehst Du hier wie eine verlassene Straßendirne!

Das Blut stieg ihr zu Kopf.

Wenigstens das, das eine will ich haben: Klarheit!

Und eine andere Stimme sagte wieder: und er war doch so kindergut, so vornehm in jeder Regung seines unverbildeten Denkens.

Lisa klingelte dem Stubenmädchen und fragte, ob unten im Hotel vielleicht ein Zettel sei, der das Konzert des vergangenen Abends in der Philharmonie angekündigt hätte.

„Nein, so etwas haben wir nicht," sagte das Mädchen, „da muß die gnädige Frau schon zur Philharmonie gehen."

Lisa frühstückte eilig und machte sich auf den Weg.

Auf dem Zettel mußte die Direktion stehen, die das Konzert arrangiert hatte, dort wollte sie sich nach Imres Adresse erkundigen.

Die großen Plakate waren noch nicht entfernt worden. Konzertdirektorin Behr, las Lisa und notierte sich Straße und Hausnummer.

Sie winkte der nächsten Droschke und nannte die Adresse.

Lisa hatte den Wagen schließen lassen, sie drückte sich in eine Ecke, sie wollte nichts von dem Straßenleben sehen, und niemand sollte in ihr schmerzverzogenes Gesicht blicken können.

Die Fahrt kam ihr endlos lang vor. Schließlich war auch das vorüber, und sie trat in einen großen Büroraum. Ein jüngerer Mann kam an die Rampe und fragte nach ihrem Begehr.

„Ich möchte die Berliner Adresse des Herrn Andras Imre haben."

Der Mann sah sie mit einem unverschämten Blick von oben bis unten an: „Die kann ich Ihnen nicht geben."

Es war Lisa gar nicht eingefallen, daß man ihr die Auskunft verweigern konnte:

„Die können Sie mir nicht geben?" stieß sie angstvoll hervor. „Ich muß sie aber haben, ich brauche sie notwendig."

Ein anderer Angestellte trat hinzu und sprach leise mit dem Mann, der noch vor Lisa stand.

Der zuckte die Achseln und wandte sich ab:

„Eine Bittstellerin, weiter nichts," hörte sie ihn halblaut sagen.

„Mein Herr", sagte Lisa, vor Zorn erbleichend, „Ihre Vermutung ist falsch — ich wünsche dringend die Adresse des Herrn Andras zu erfahren."

Ihre Stimme hatte in diesem Augenblick eine so große Aehnlichkeit mit der ihrer Mutter, daß Lisa erschrack. Ja, so sprachen die Menschen, die wußten, daß es keine Widerrede gab, wenn sie etwas ernstlich wünschten.

Der Angestellte zauderte und sah zu einem älteren Mann hinüber, der an einem Pult arbeitete."

„Sehen Sie mal nach, Wilke", sagte er gleichzeitig.

„Was denn, Herr Schulz?"

„Ach, die Berliner Adresse des Herrn Andras," warf er nachlässig hin, wie unsäglich gelangweilt. Er schlug zweimal mit der Hand vor den weitgeöffneten Mund, als ob er ein Gähnen verbergen wollte.

„Andras Imre", rief der alte Mann von seinem Pult aus herüber, ohne aufzusehen, „Berlin W, Unter den Linden, Pension Neuhaus."

„Danke sehr."

Lisa machte sich eine Notiz und ging.

Sie wurde ruhiger. Ich werde Klarheit bekommen, dachte sie, und das gab ihr innere Festigkeit.

In der Nähe war ein größeres Hotel mit Restaurant. Lisa ging hinein, bestellte sich ein Glas Portwein, eine Eierspeise und Schreibzeug.

Sie wollte nicht mit dem Portier der Pension verhandeln; die Szene im Büro der Konzertdirektion hatte sie belehrt.

In einem Briefe bat sie Imre, sofort zu ihr zu kommen, sie warte unten am Eingang der Pension. Und in einem zweiten Briefe, indem sie damit rechnete, daß er vielleicht ausgegangen sei, gab sie ihre Adresse an und forderte ihn auf, sie zu benachrichtigen, wo und wann sie sich sprechen könnten.

Sie wollte auf keinen Fall mit Hofers oder dem fremden Mädchen zusammentreffen.

Dann zahlte sie, ging auf die Straße und winkte einem vorüberfahrenden Automobil.

Alles war strahlend beleuchtet, das Leben eilte fröhlich vorüber. — —

Die Pension, in der Imre wohnte, machte einen gepflegten Eindruck.

Wie fürchtete Lisa, daß einer der Drei, die sie meiden wollte, ihr begegnen könnte. Ihr Herz schlug zum Zerspringen.

Sie trat auf den Portier zu:

„Ist Herr Andras zu Hause?"

„Nein", sagte der Mann kurz und beachtete sie kaum.

Dann geben Sie ihm bitte diesen Brief, sobald er nach Hause kommt. Wann kann das sein?"

Da wandte sich der Portier ihr zu.

"Ich kann keinen Brief übergeben, die Herrschaften sind heute früh mit dem ersten Zug nach Hamburg abgereist."

Eine unnatürliche, kalte Ruhe hielt Lisa aufrecht.

„Alle vier? Herr und Frau Professor Hofer ebenfalls?"

„Nein, Herr Professor Hofer war nur drei Tage in Berlin, er ist vor einer Stunde abgereist, ich glaube nach Köln. Frau Professor Hofer und Herr Andras haben ihre Tournee nach Amerika angetreten. Der Zug hat direkten Anschluß an das Schiff."

„Und die junge Dame?"

„Von einer jungen Dame, die die Herrschaften begleitet hätte, weiß ich nichts. Aber es mag ja sein, daß sich noch eine Künstlerin der Tournee angeschlossen hat. Wie gesagt, das weiß ich nicht, bei uns hat die Dame nicht gewohnt."

„Ich danke Ihnen."

„Bitte sehr." Der Portier öffnete die Tür.

Lisa stand auf der Straße.

Stumme Verzweiflung schob sie zwischen Automobilen, Wagen und Fahrrädern hindurch. Das Klingeln und Tuten erregte sie nicht, der jammernde Aufschrei ihrer Seele verschlang alles andere.

Da war eine Steinbank, zwei Männer reckten sich darauf, die Hände in den Hosentaschen, Tücher um den Hals geknüpft.

Lisa setzte sich neben sie, umklammert von einem heißen Weh, das langsam erkaltete, erstarrte, sie unfähig machte, irgend etwas zu tun oder zu denken.

Sie fühlte einen ziehenden Schmerz im Rücken.

Ich lebe doch noch, dachte sie. — — — Sie mochte sehr lange so gesessen haben.

Ein Schutzmann, der sie beobachtet hatte, trat an sie heran und fragte, ob sie fremd in Berlin sei.

„Ja — nein — ich wohne im Hotel Kolberg."

„Wollen Sie nicht nachhause gehen? Es ist kalt heute."

„Ja, sehr kalt." Lisa zog sich zusammen und zitterte.

Als sie aufstand und einige Schritte gegangen war, wurde der Schmerz heftiger.

Sie wandte sich zu dem Schutzmann und bat ihn, ihr doch ein Automobil zu besorgen.

Er tat es und half ihr in den Wagen.

Im Hotel legte sich Lisa sofort zu Bett und nahm mechanisch von dem Schlafmittel.

Dann klingelte sie dem Mädchen. Sie bestellte Tee und etwas zu essen. „Aber bringen Sie es mir selbst," fügte sie hinzu.

Das Mädchen kam nach einer Weile mit dem Tablett, ordnete alles auf dem Tisch und schob ihn an das Bett.

Lisa war so durchfroren, daß sie immer noch zitterte.

„Gnädige Frau sind kalt," sagte das Mädchen freundlich, „ich werde gnädiger Frau sofort eine Tasse heißen Tee einschenken."

„Bitte, tun Sie das!"

Das Mädchen hatte ein sympathisches Gesicht.

„Ich streiche der gnädigen Frau auch ein Butterbrot."

„Ja — und wenn Sie Zeit haben, bleiben Sie bei mir, bis ich fertig bin."

„Gerne, aber ich muß dann die Türe auf einen Spalt stellen, damit ich das Klingeln höre."

„Gut."

Das Mädchen sprang behende auf, öffnete die Tür ein wenig und machte sich daran, Lisa zu versorgen. Aber schon nach den ersten Bissen konnte Lisa nichts mehr genießen.

„Gnädige Frau sind wohl krank?" fragte das Mädchen bedauernd.

„Ich fürchte, ja."

„Aber den Tee müssen gnädige Frau trinken. Ich gieße ordentlich Rum hinein, das hilft gegen alles."

Lisa trank den Tee, der stark war wie Grog.

Es tat ihr wohl, daß das fremde, freundliche Mädchen sich um sie bemühte.

„So, Fräulein," sagte sie herzlich, nehmen Sie die ganze Platte für sich, verzehren Sie es nur hier, ich bin jetzt sehr müde."

„Vielen Dank, gnädige Frau! Nicht wahr, Tee mit viel Rum, das tut gut. Ich hatte einmal Influenza — —" Sie fing an, eine Geschichte zu erzählen, die Lisa nicht hörte.

Lisa lag lang ausgestreckt im Bett, die Schmerzen kamen und gingen, sie wußte, was das zu bedeuten hatte. Ganz ruhig lag sie da — — und dann hüllte sie der Schlaf in einen weichen Mantel.

Fürfunddreißigstes Kapitel.

„Hier können Sie nicht bleiben, Frau Andras, und ein Krankenhaus nimmt Sie nicht auf, höchstens eine Privatklinik. Es handelt sich ja lediglich darum, daß Sie ganz ruhig liegen, keine einzige unnötige Bewegung machen."

Der Arzt sah mit Teilnahme in Lisas schmal gewordenes schönes Gesicht. Sie hatte schon mehrere Tage in dem trostlosen Hotelzimmer gelegen, und wenn ihr Gemüt noch so zerrissen war, diese lange, körperliche Ruhe hatte sie physisch ein wenig erfrischt.

Ihre großen, dunkelblauen Augen schienen immer wie aus einer versunkenen Welt zu kommen, ihre Haut war mattweiß — man sah an einigen Stellen das zarte blaue Geäder — und dieser feine Kopf ruhte in einer blonden Haarflut.

Der Arzt hatte einmal ein ertrunkenes junges Mädchen im dunklen kalten Wasser gesehen. Man hatte das Eis zerschlagen, um sie zu finden. Da hatte er sie liegen sehen. Um das blasse Gesicht, weit in das flutende Dunkel hinein, floß langes hellblondes Haar. Es bewegte sich hin und her, als ob es lebte.

Ein Mann hatte sie verlassen, und sie war besinnungslos diesen letzten Weg gegangen.

Vieles und sentimentales Denken war nicht seine Art, aber ihm kam die Erinnerung an das ertrunkene Mädchen, als er Lisa anschaute.

Merkwürdig, daß so schöne Frauen verlassen werden, dachte er; denn wenn Lisa auch niemals von ihrem Manne sprach, so wußte der Arzt sofort, daß sie nicht zu jenen gehörte, die die Großstadt als Verstoßene ausspie und durch Straßen trieb.

„Ich könnte die Kosten für den Aufenthalt in einer Klinik nicht aufbringen," sagte Lisa matt.

Der Arzt hatte diese Antwort erwartet. Lisas feine und vielfach geflickte Wäsche hatte ihm gleich bei seinem ersten Besuch eine Geschichte erzählt; er hatte schon mit seiner Frau, die Mitglied mehrerer mildtätiger Vereine war, gesprochen.

„Da könnte ich Ihnen einen anderen Vorschlag machen. Es gibt hier in Berlin Heime für Mütter und kleine Kinder, eine Art Zufluchtsstätten — ich muß Ihnen das geradeheraus sagen — ich könnte Sie in so einem Heim im Osten der Stadt unterbringen."

Lisa schwieg, ihre abirrenden Gedanken mußten sich erst sammeln.

Der Arzt mißdeutete ihr Schweigen. Er stand auf, er war ein vielbeschäftigter Mann.

„Nach Florenz zurückkehren können Sie nicht," sagte er achselzuckend. „Haben Sie denn gar keine Freunde oder Verwandte in Berlin?"

„Nein, niemanden."

„Ich habe wenig Zeit, Frau Andras. Soll ich das Bett in dem Heim für Sie bestellen, dann telefoniere ich sofort, ich lasse Sie in einem Auto hinfahren. Sie können doch ein wenig bezahlen, sagen wir eine Mark oder zwei Mark am Tag, ich weiß das nicht genau."

„Ja, das kann ich," sagte Lisa erleichtert, das Geld ihrer Schwester mußte ja noch für lange Zeit ausreichen — „wenn Sie so freundlich sein wollen, mich anzumelden, dann wäre ich Ihnen sehr dankbar."

„Nun, das ist vernünftig gesprochen," sagte der Arzt lachend, „ich schicke Ihnen um fünf Uhr mein Auto, dann habe ich Sprechstunde und brauche es nicht."

Er hielt ihr seine Hand hin.

„Vielen Dank, Herr Doktor, Sie sind sehr gütig."

„Ach, da ist nicht viel zu danken, das ist ganz einfach. Also auf Wiedersehen Anfang März, dann besuche ich Sie in der Charité oder wo sonst Sie liegen mögen. Leider habe ich keine Klinik, sonst würde ich Ihnen beistehen, wenn der kleine Erdenbürger ernstlich kommen will — kommen muß!" fügte er lachend hinzu.

„Auf Wiedersehen, Herr Doktor, und nochmals herzlichen Dank. Ihre Rechnung schicken Sie, bitte, zum Heim."

Lisa errötete, als sie das sagte.

Ja, ja — gewiß, Frau Andras!" rief er von der Tür zurück, und Lisa hörte seinen schnellen Schritt verhallen.

* * *

Das Heim lag in einem großen Häuserblock. Ueber die graue, lange Straße mit vielen Grünkramläden, Destillen, Handlungen aller Art, die die kleinere Bevölkerung mit billigen Waren versorgen, ratterten die Elektrischen, liefen spielend und schreiend viele Kinder, gellten die Rufe der Kutscher und Radfahrer.

Aus den dunklen Hauseingängen, die zu den Höfen führten, und aus den Kellergeschäften quoll ein säuerlich fader Geruch wie von verdorbenen Vegetabilien.

Im hellen Lichtkegel der Laternen blitzten die Becken der Friseurläden und lächelten geschminkte Wachsköpfe mit getürmten Frisuren, schienen die großen Fleischstücke in den Fleischerläden förmlich zu bluten und lockten Back- und Zuckerwaren aller Art.

Lisa hatte immer einen intensiven Widerwillen gegen Fleischerläden gehabt, sie lehnte sich in das Automobil zurück und schloß die Augen.

Wie viele solcher Straßen mochte es in Berlin geben?

Endlich hielt der Wagen, Lisa stieg vorsichtig aus und sah sich nach irgendeinem Menschen um, der ihr Handgepäck tragen sollte.

Da schoß auch schon ein kleiner Junge heran, einer der vielen, die stets hinzuspringen, wenn ein Automobil hält, um durch eine Dienstleistung, und sei es nur das Oeffnen und Schließen des Schlages, einen „Sechser" zu verdienen.

Er nahm das ziemlich große Gepäckstück. Lisa ging langsam hinter dem Jungen nach dem Hinterhaus.

Der dunkle Torweg, der Hof mit kleinem Gestrüpp und ringsum die himmelhohen Mauern mit den vielen erleuchteten Fenstern: das alles war so fremd.

Hoch oben ein Stück grauer Himmel, von dem vielen Licht der großen Stadt rötlich bestrahlt.

Es war Lisa, als ob eine dicke Staubschicht über allem läge und ihr in den Mund dränge. Aber das war wohl nur Einbildung; es war ja ein klarer Wintertag.

Der Junge stand schon in dem schlecht beleuchteten Flur und winkte. Er hatte geklingelt, und ein ältliches Mädchen mit einer kleinen Schwesternhaube steckte den Kopf durch die Tür und nahm das Gepäck in Empfang.

Das alles ging so schnell, Lisas Blicke und Gedanken konnten kaum folgen.

Sie war in ein Zimmer geführt worden und saß, mit vier andern Frauen in einer Reihe, auf einem gelben Stuhl an einer grüntapezierten Wand.

Wie Kleinigkeiten oft haften bleiben, während große Gemütsbewegungen den Menschen umklammert halten, fiel es Lisa auf, wie häßlich das Gelb der Stühle und das Grün der Tapete nebeneinander aussahen.

Am Tisch, in der Mitte des Zimmers saß eine Frau mit meliertem Haar und etwas verkniffenem Gesicht.

Sie hob den Kopf und sah zu der Neuangekommenen hinüber.

„Sind Sie die Frau, die Doktor Tewes angemeldet hat?" fragte sie Lisa.

„Ja."

„Schwester! — Schwester Ida!" rief die Frau mit einer durchdringenden Stimme.

Sie wandte sich wieder an Lisa:

„Ich schreibe Ihre Personalien nachher auf."

Schwester Ida kam herein. Lisa erhob sich schnell.

„Vorsichtig, vorsichtig, Frau Andras, sonst haben wir nachher die Bescherung." Sie sagte das lächelnd, als habe sie soeben einen guten Witz gemacht.

Die Frauen, die an der Wand saßen, lachten, bis auf eine, die die ganze Zeit in ihr Taschentuch hineingeweint hatte.

Auf dem schmalen Korridor brannte eine kleine Petroleumlampe mit einem blauen Behälter. Am hintern Ende des Ganges waren dicht nebeneinander zwei braune Türen.

Man hörte das hohe und unwillige Geschrei ganz kleiner Kinder, die Luft war gesättigt von Kamillen- und Milchgeruch, vermischt mit dem Dunst schlecht gelüfteter Schlafräume.

Die Schwester, die voranging, öffnete ganz hinten rechts die eine der braunen Türen und ließ Lisa eintreten.

In der Mitte des Zimmers stand ein großer Tisch mit einer rotgemusterten Decke.

„So, Frau Frau Andras," die Schwester wandte sich freundlich an Lisa, „hier ist also Ihr Bett," sie wies auf ein niedriges Feldbett, „ich will Ihnen beim Auskleiden behilflich sein."

Dann verließ sie eilig das Zimmer.

Lisa sah zweifelnd ihr Bett an. Es war sauber, und als sie sich hinlegte, fand sie, daß es nicht so unbequem war, wie es aussah.

Auf dem Tisch brannte eine kleine Lampe, in den Ecken des Raumes war eine unerfreuliche Dunkelheit, die wenigen Einrichtungsstücke schienen zusammengesucht; nur die Dürftigkeit machte sich überall breit und rückte nah an die schöne, blonde — einst so unglückliche — Lisa van de Sandt heran.

Sie schloß die Augen und ließ ihre Gedanken wandern.

Wenn sie sich schmerzlich zu dem verlorenen Geliebten stahlen, riß Lisa sie zurück.

Nur nicht dorthin, nicht in die kurze, selige Helligkeit schauen: vorwärts in das noch dunkle Land, in dem kleine Kinderfüßchen neben ihr gehen würden.

Und doch wurden die Augen wieder heiß und feucht.

Imre! Imre! schrie ihr armes Herz. Wir haben die zarte Hoffnung glückseliger Stunden schon so unendlich lieb gehabt, wir beide — Du, mein Imre, und ich — und nun soll ich das kleine Händchen fassen und allein hindurchgehen durch eine Welt von Arglist, Verstellung und Grausamkeit! Ich kann es ja nicht! — —

Und was sie schon so oft erschaut hatte in diesen langen Tagen tiefster Qual, das labte auch jetzt wieder ihre Seele wie linder Regen ein verdorrtes Land: sie sah das kleine, weiße Haus mit den Ranken der Passionsblumen über der Tür, den Liliengarten und die langen, wehenden Rosenzweige; diese Stätte des Friedens, der Güte. Sie sah zwei treue Gesichter über ein Bettchen gebeugt, in dem ein kleines Kindchen schlummerte.

Du sollst doch eine Heimat haben, mein kleines Liebes, dachte Lisa. Wenn die Mutter wieder draußen ist unter Fremden, dann will sie an ein stilles, feines Nestchen denken, in dem Du Deine knospenden Glieder reckst.

Lisa sprach in sich hinein zu dem jungen Leben, das sich da regte und das wuchs. Sie war so einsam, ihr einziger Gefährte war ihr ungeborenes Kind: es war ihr unbewußt zur Gewohnheit geworden, in ihrer Hilflosigkeit zu dem Hilflosesten zu sprechen, das es gibt.

Ja, Du Armes, Du wirst hier in dem grenzenlos öden Hinterhaus der Großstadt Deine Augen aufschlagen, aber dann nehme ich Dich in meine Arme und trage Dich fort; wir stellen Dein Bettchen zwischen hohe Blumen, und vom Meere kommt der kräftige Hauch und macht Dich stark und braun.

Braun, ach Gott, schlank und braun, wie Dein Vater, und seine stahlblauen Augen werden mich anschauen! — — Doch still, ich darf Dich nicht stören; Du willst leben, willst mein Glück sein — — —

Sechsunddreißigstes Kapitel.

An zwei Nachmittagen in der Woche war keine Sprechstunde, dann ging Fräulein Merlan regelmäßig in die Stadt oder zu Bekannten. So war es auch heute.

Und Schwester Ida kam und bat Lisa, doch bei den Kindern zu bleiben; sie habe so arge Zahnschmerzen und wolle zum Arzt gehen.

Der Arbeit ungewohnt, durch das Geschrei der Kleinen erregt, lief sie fortwährend hin und her und versorgte die ungeduldige Schar nach besten Kräften.

Aber diese Kräfte waren nicht groß.

Als Schwester Ida gegen Abend nach Hause kam, gab es kein Besinnen mehr. Sie brachte Lisa in ein kleines Zimmer, den einzigen abgesonderten Schlafraum, den diese ärmliche Zufluchtsstätte besaß, und hier wurde Lisa Mutter.

Einen Monat zu früh hatte der zarte dunkle Knabe seine Mutter befreit. Die kleine Lebensflamme aber wuchs steig, und die Mutter erstarkte mit dem Kinde. — — —

Wie sich die kleinen Glieder strafften und rundeten, so erhoben sich auch in Lisas Innern Keime des Gesundens.

Sie hatte das Lachen verlernt und die Freude, aber sie fand die Kraft, das Erdreich ihrer Seele vom Unkraut zu befreien, das die tiefe Enttäuschung ihres Lebens gesät hatte.

Wie ein schüchterner Versuch, ein rührendes Hintasten zur Schönheit, waren zwei kleine Bilder über Lisas Tisch, der dicht am Fenster an einer kahlen Wand stand: eine Madonna von Raffael und Peruginos Anbetung des Kindes.

Lisa hatte sich ihren Koffer, den sie vor ihrer Abreise gepackt hatte, durch Francesca in das Heim schicken lassen. Die kleinen Bilder lagen zwischen den Kleidern — herzbewegende Andenken — aber nichts erschütterte sie so sehr wie der Anblick des Bildes von Donatellos David.

Als sie das ungerahmte Blatt hervorzog und die göttlich schöne Bronzefigur mit dem gesenkten, feinen Kopf sah, war ihr, als hätte sie ein giftiges Reptil angefaßt. Sie schleuderte das Bild zurück und sprang auf.

Aber langsam, wie magnetisch angezogen, kehrten ihre Augen zu dem jungen David zurück.

Mit bösen Augen starrte sie ihn an und konnte ihn nun nicht lassen.

Sie wollte ihn nehmen und zerreißen, aber ihre Hände bebten.

Man vernichtet nicht so leicht, was man angebetet hat.

Sie nahm das Bild und legte es mit Sachen, die sie in dieser Herberge für Verstoßene niemals gebrauchen würde, unten in ihren Koffer.

Doch eine plötzliche, heiße Sehnsucht durchschnitt, wie mit einer scharfen Klinge, ihr Inneres, das all diese Zeit über so ohne Klang und Farbe war.

(Fortsetzung folgt).